

Erinnern, Gedenken – Lernen für die Zukunft. Von Erfahrungen und Begegnungen berichten.

Das Erinnern, meine Damen und Herren ist eine zwiegesichtige Angelegenheit. Erinnerung kann sehr bewusst geschehen, indem man sich eine Erfahrung, eine Begegnung oder auch ein Gefühl vergegenwärtigt. Eine Erinnerung kann einen aber auch gewissermaßen überfallen, sie ist plötzlich da. Man kann sich etwas in Erinnerung rufen, aber eine unangenehme oder sogar schreckliche Erinnerung lässt sich verdrängen. Mitunter von großen Gruppen einer Bevölkerung eines Landes, wie die Erfahrung lehrt.

Mit dem Gedenken ist es anders: damit soll etwas im Bewusstsein, auch im kollektiven Bewusstsein wach gehalten werden, es gilt also, Zeugnis abzulegen. Erinnern ohne Gedenken – das geht wohl. Aber Gedenken ohne Erinnerung – das geht nicht.

Der dritte Gedanke in der Überschrift meines Vortrags ist vielleicht der am schwierigsten zu fassende, und gleichzeitig ist das die wichtigste Aufgabe. Das „Lernen für die Zukunft“ das war und ist immer noch einem ständigen Wandel unterzogen. Zunächst stand das „Nie wieder“, im Vordergrund. Heute müssen wir die Migrationsgesellschaft, in der wir inzwischen leben, einbeziehen. Es sind nicht mehr viele Zeitzeugen der Nazizeit unter uns, aber deren Kinder und Enkel sind da, und die sind geprägt von der Familiengeschichte ihrer Verwandten – darüber gibt es inzwischen Bücher. Es geht um nicht weniger als um die Zukunft der Erinnerung. Ich glaube nicht an einen plötzlichen, einschneidenden Paradigmenwechsel, wie manche Wissenschaftler ihn an die Wand malen. Ich stelle mir eher einen fließenden Wandel vor, mit überraschenden Wendungen.

Ich möchte in diesem Zusammenhang von einer Begebenheit berichten, die mich beeindruckt hat. Der junge Mann, um den es hier geht, heißt Ufuk Topkara. Sein Vater ist ein türkischer Metzger, seine Mutter ist Analphabetin, vor Jahren sind sie nach Deutschland eingewandert. Der begabte Junge spricht akzentfrei Deutsch, er hat Abitur gemacht, und er wollte studieren. Nach zwei unglücklichen Semestern Jura – das war der Wunsch oder besser: die Bedingung seines Vaters – ist er seinem Interesse gefolgt und hat Geschichte studiert. Irgendwann habe er begriffen – so hat er mir erzählt – dass man Deutschland nicht wirklich verstehen könne, ohne die Geschichte der Juden in Deutschland zu kennen und ohne das Wissen um die Shoa. Ufuk hat dann neben seinem Studium als Führer im Jüdischen Museum in Berlin gearbeitet. Weil es dort nicht so sehr viele türkische Besucher gab, hat er zunächst alle seine Freunde und deren Familien eingeladen und sie durch das Museum geführt. Auch so kann eine Zukunft der Erinnerung aussehen.

In unserer Vereinigung Gegen Vergessen - Für Demokratie e.V. hat es immer wieder Veränderungen der Anschauungen und der Herangehensweisen gegeben. Der überwiegende Teil unserer Mitglieder entstammte zunächst der Erlebnisgeneration des Dritten Reiches – das ist heute vielfach nicht mehr der Fall. Der erste Teil unseres Namens, das „Gegen Vergessen“ war irgendwie leichter zu bewerkstelligen, wo hingegen der zweite Teil, „Für Demokratie“ schwieriger einzulösen scheint. Es ist immer, in fast allen Lebensbereichen, einfacher zu sagen wogegen man ist und warum, als das Für zu erklären. Zumal es – wie in unserem Fall – im Laufe der Jahre und Jahrzehnte immer wieder neue Blickwinkel gibt.

Um das plastisch zu machen, möchte ich Ihnen ein Projekt vorstellen, an dem unsere Vereinigung zusammen mit der Bundeszentrale für politische Bildung seit einem Jahr intensiv arbeitet. Der Titel klingt etwas sperrig, nämlich „Praktische Geschichtsvermittlung in der Migrationsgesellschaft“, die Sache an sich ist faszinierend, und je mehr man sich darauf einlässt, umso spannender wird es. Was hier entsteht ist ein Handbuch für den Schulunterricht, das die deutsche Zeitgeschichte im Spiegel unserer Einwanderungsgesellschaft vermitteln soll. Es war ein Aha-Erlebnis für unsere Mitarbeiter,

das sie nicht erwartet hatten: Fachleute aus Pädagogik, Wissenschaft und Kultur sagten unisono: „endlich!“ – endlich wird das Wissen, das wir haben, für die Praxis tauglich gemacht.

Unsere Gesellschaft hat sich im Laufe der letzten fünfzig Jahre durch die Zuwanderung aus anderen Ländern, erheblich verändert. In unseren Schulen liegt, wie wir wissen, der Anteil der Kinder mit einem Migrationshintergrund deutlich höher als in der Gesamtgesellschaft. Zur Integration gehört es eben auch, etwas über die Geschichte des Landes, in dem einer lebt, zu wissen. Was weiß ein Einwandererkind aus Baden-Württemberg über die DDR, oder über den Zweiten Weltkrieg, die Judenverfolgung und die Entwicklung unserer Demokratie? Was wissen ihre deutsch-deutschen Klassenkameraden über die Geschichte der Einwanderung nach Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg? Oft wissen es die Enkel der Einwanderer ja selber nicht! So, wie wir uns das vorstellen, soll hier ein Beitrag entstehen, der in den Köpfen der Jugendlichen sowohl die Erinnerung als auch das Verständnis für unsere Demokratie fördert.

Die deutsche Nachkriegsgeschichte ist voll von Versuchen Worte für etwas zu finden für etwas, das sprachlos macht. Ein Rückgriff auf bekannte Muster von Schuld und Sühne, Trauer und Reue war nicht möglich. Wie sollte man mit einem Geschehen angemessen umgehen, für das es keinen Präzedenzfall gab? Und wie konnte ein innergesellschaftlicher Ausgleich mit jenen – wenigen – Überlebenden aussehen, die kurz zuvor nach den Maximen des deutschen Unrechtsstaates von der Erde vertilgt werden sollten? Wie viel Erinnerung konnte, wollte, durfte man zulassen? Mit anderen Worten: die deutsche Erinnerungspolitik konnte gar nicht anders als ambivalent sein. In unserer Sprache gibt es viele Begriffe, die mit der Erinnerung zu tun haben: die Erinnerungsleistung, die Erinnerungsarbeit oder auch die Erinnerungslast. Das sagt etwas aus über das Bemühen, Erinnerung wach zu halten, und darüber, wie schwer und mitunter auch schmerzhaft das sein kann.

Eine gute Freundin, sie könnte ihrem Alter nach meine Tochter sein, hat es so ausgedrückt: „Die Zeit des Nationalsozialismus erscheint mir wie ein riesenhafter, unheimlicher Berg, von dem man sich ganz allmählich entfernt. Am Anfang war man noch so nah dran, dass man die Ausmaße nicht auf einen Blick wahrnehmen konnte – so riesig war das Ungetüm. Er hat ja auch alles, was dahinter lag, versperrt. – Nun, aus größerer Distanz, sieht man die Umrisse des Berges klarer, aber man wird noch lange in seinem Schatten gehen.“ Es ist ein Lebensthema für viele von uns!

Es gibt Dinge, über die vermeintlich alles gesagt ist, aber dann spüren wir plötzlich, dass das nicht stimmt, und dass Erinnerung sich verändert. Nachwachsende Generationen gehen anders heran, und dann taucht etwas Neues auf, oder besser: etwas scheinbar Neues, das man vorher nicht wahrgenommen hat, oder nicht sehen wollte. Die größere zeitliche Distanz macht den schärferen, differenzierteren Blick erst möglich, und es tun sich Zugänge zu Räumen auf, die erst jetzt betretbar werden, beziehungsweise die wir uns erst allmählich zu betreten getrauen. (Großeltern/Enkel)

Die unfassbaren, schieren Zahlen der Opfer, die Bilder der Leichenberge von Bergen-Belsen, die Fotos von den Elendsgestalten bei der Befreiung der Konzentrationslager übersteigen die Vorstellungskraft. Erst wenn aus den Zahlen Namen werden und uns Gesichter auf Fotos ansehen, fröhliche Familien uns anlachen, verändert sich etwas in uns, weil wir neben dem Schrecken Empathie empfinden. Fühlen können! Mit-fühlen.

Ich erinnere mich noch gut an die Ausstrahlung der amerikanischen Serie „Holocaust“ Ende der siebziger Jahre, und den unglaublichen Eindruck, den sie in der Bundesrepublik hinterlassen hat. Es ging zum Ersten Mal – meiner Erinnerung nach – um individuelle Schicksale, in die man sich hinein versetzen konnte, es ging um die Geschichte der jüdischen Familie Weiss. Die Serie wurde zunächst in den dritten Fernsehprogrammen gezeigt, bis der enorme öffentliche Druck sie ins erste Programm gezwungen hat. Selten hat wohl ein Fernsehereignis wochen- und monatelang für derart heftige Diskussionen gesorgt. Es ist gut, wenn Geschichte bisweilen auch mit Herzblut erfahren wird.

Das wissen vor allem die Jungen – ich werde später noch darauf kommen.

Mehr Biographie wagen - Warum nicht! – das ist ein Weg, der inzwischen ja auch vielfach beschritten worden ist. Es ist ein Genre, das in aller Regel interessant ist, aber keineswegs trivial sein muss, aber es ist durchaus geeignet, auf historisch-wissenschaftliche Fragen Antworten zu geben. Geschichte ist eben keine reine Kopfsache.

Vor Jahrzehnten wurden die ersten Gedenkstätten eingerichtet, um die nationalsozialistischen Verbrechen zu dokumentieren und zu belegen. Wer hätte sich damals träumen lassen, dass Jahrzehnte später die Beschäftigung mit der Erinnerung derart Platz greifen, und das Interesse daran in Deutschland so intensiv sein würde. Heute gehören Gedenkstätten ganz selbstverständlich zur Kulturpolitik unseres Landes. Deutschland wird im Ausland immer wieder dafür gelobt, wie beispielhaft es mit der „Aufarbeitung“ seiner Vergangenheit umgeht. Nur wir, so will es mir scheinen, trauen diesem Lob nicht so ganz. Es macht uns unsicher. – Wir werden wohl noch eine lange Weile im Schatten der Schuld leben.

Freilich kann es auch zur Gefahr werden, wenn die Gedenkkultur selber zum Ritual erstarrt und zu einer Form der blinden Verdrängung wird. Man nimmt teil an einer Veranstaltung, weil das erwartet wird, dann wird es schleunigst „abgehakt“. Ich nehme an, Sie kennen alle das ironische Wort von der „Kranzabwurfstelle“.

Bundespräsident Roman Herzog hat im Jahr 1995 – 50 Jahre nach Kriegsende! – ich zitiere – „eine Art disloziertes Gedenken“ gefordert, in dem die zahlreichen authentischen Orte der jüngsten deutschen Vergangenheit zu Kristallisationspunkten der Erinnerung werden sollten. Er wollte dabei – Zitat – „unendlich viele, vom Inhalt, vom Anlass her ganz unterschiedliche Orte in Deutschland haben, an denen man unmittelbar mit der Notwendigkeit konfrontiert wird, sich an die Judenvernichtung, die Vernichtung der Sinti und Roma, an den Kriegsanfang, an Kriegsverbrechen zu erinnern.“

Weil es in Deutschland Tausende Lager, Außenlager, Zwangsarbeiterlager und ähnliches mehr gab, lässt sich Roman Herzogs Wunsch ziemlich leicht erfüllen – egal, wo der eigene Wohnsitz sich befinden mag. Sobald Geschichte mit einem nahe gelegenen Ort verbunden ist, verliert sie das Abstrakte, weil sie uns auf den Leib rückt, und man ihr nicht so leicht ausweichen kann.

Seit den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts hat sich eine neue Generation der Erinnerung und des Gedenkens angenommen. Es hat verschiedene Anläufe gegeben. Dann, gewissermaßen als Echo darauf, hat sich die Abiturientin Anna Rossmus-Wenninger aus Passau auf eigene Faust auf Spurensuche begeben. Der Münchener Stadtrat hat ihr in diesem Saal 1982 oder 83 den Geschwister-Scholl-Preis verliehen. Das offizielle Passau hatte ihr alle nur erdenklichen Schwierigkeiten bei ihrer Recherche über die braune Vergangenheit der Stadt gemacht, sie erhielt Drohungen und wurde als Nestbeschmutzerin diffamiert. Die Angriffe auf die Schülerin waren gnadenlos – und sie musste sich damals ziemlich allein gelassen fühlen. – Über derartige Reaktionen aus Amtsstuben und großen Teilen der Öffentlichkeit ist die Zeit glücklicherweise hinweggegangen.

Im Laufe der Jahre hat es immer mehr Schulklassen und Arbeitsgemeinschaften gegeben, die sich meistens mit der Unterstützung eines engagierten Lehrers oder einer Lehrerin auf Spurensuche begeben haben. Inzwischen ist die Distanz zu der Zeit der Massenverbrechen groß genug, die Zeiten der Verweigerung von Auskünften über das Verhalten einer Mehrheit während des Nationalsozialismus sind vorbei.

Vor sechs Jahren starteten Schülerinnen und Schüler des Paul-Klee-Gymnasiums in Gersthofen, einer Gemeinde in der Nähe von Augsburg, ihre Initiative. Dort hatte es im Krieg ein großes Zwangsarbeiterlager für Italiener und Ukrainer gegeben. Die Schüler hatten nicht nur penibel recherchiert, sie wollten auch etwas Sichtbares schaffen, das bleibt. So haben sie dafür gesorgt, dass von einem örtlichen Steinmetz ein bescheidenes Denkmal – oder Mahnmal – hergestellt wurde, das in einer Feierstunde im Beisein einiger der ehemaligen Lagerinsassen und ihrer Nachkommen eingeweiht wurde. Es war etwas Besonderes, wie ich mich gut aus eigener Anschauung erinnere.

Sehr alten Frauen und Männern liefen Tränen übers Gesicht, und die Alten haben die Jungen umarmt, und die Jungen die Alten. So kann Versöhnung aussehen. Erinnerung macht menschlich!

Ein anderes Beispiel: lange Zeit umwitterten Geheimnisse ein stillgelegtes Fabrikgelände im Niedersächsischen – bis zu einem Zusammentreffen 1998 mit einer ehemaligen ukrainischen Zwangsarbeiterin, die von ihrem Leben in der Pulverfabrik Liebenau berichtete. Bis dahin wusste kaum jemand in den umliegenden Gemeinden etwas von der ehemaligen Fabrik, von dem Tod von 2000 Menschen, die hier dem Hunger, den Misshandlungen und Hinrichtungen zum Opfer gefallen waren. – Das Wissen war verschüttet, obwohl noch 400 Produktionsstätten erhalten waren. – Spontan fand sich eine kleine Gruppe junger Menschen zusammen, der Motor war ein Mann, der aktiv in der Kultur- und Sozialarbeit der Region war. Diese Gruppe hatte sich das Ziel gesetzt, eine Dokumentationsstelle ein zu richten. Es entstand die „Arbeitsgemeinschaft Pulverfabrik Liebenau“, „eine tolle Truppe“, wie sie anlässlich der Preisverleihung durch die Vereinigung „Gegen Vergessen“ in der Rückschau sagten. – Recherchen, Zeitzeugeninterviews und Ausstellungen wurden veranstaltet, und die Sache zog immer weitere Kreise. Das Schöne war, dass hier Stadt- und Gemeinderäte mitzogen, sogar die Landesregierung wurde aufmerksam und unterstützte die Initiative finanziell. Den Durchbruch, der uns interessiert hatte, brachte ein Besuch ehemalige Zwangsarbeiter mit Gesprächen und Workshops. Junge Schülerinnen und Schüler der umliegenden Schulen waren gebeten worden, die alten Herrschaften zu betreuen, sie mit Kaffee und Kuchen zu versorgen. Es gab durchaus Skepsis bei den Jugendlichen – „ob die überhaupt mit uns Deutschen reden wollen?“ – Sie wollten! Und so entstand in kurzer Zeit ein reges Rüber und Hinüber. Es gab und gibt Einladungen und Besuche, und es sind Freundschaften entstanden mit jungen Leuten aus der Ukraine. – Inzwischen nimmt ein großer Teil der Menschen in der Region um Liebenau regen Anteil an der Arbeit des Vereins, auf dem Gelände der ehemaligen Pulverfabrik gibt es Führungen, und im Hof der nächstgelegenen Schule pflanzte die Ukrainerin Katerina Derewjanko einen Friedensbaum. Nachhaltigkeit der Erinnerung.

Ich möchte Ihnen noch von einer Aktivität in meiner Region erzählen: An einem Privatgymnasium in Brandenburg „stolperten“ sozusagen, vor drei Jahren einige Schüler über das Leben einer jungen Jüdin aus ihrer unmittelbaren Umgebung, die 1942 die Schule verlassen musste und in den Untergrund ging. Sie hat Dank der beherzten Hilfe einer Artistentruppe überlebt. Was die Jungen von heute wohl so besonders fasziniert hatte, dass Marie Jalowicz, so hieß das Mädchen, damals genau so alt war, wie sie heute. Sie haben sich mit ihr identifiziert. Mit Energie haben die jungen Leute auf eine Ausstellung über Maries Leben hingearbeitet. Der örtliche Möbelhersteller produzierte und spendete die Stellwände, die eigene Schule lud zu einer feierlichen Eröffnung ein, danach wanderte die Ausstellung schließlich durch mehrere Schulen der Umgebung. (Faszination Anne Frank)

Bei dieser Arbeit gab es, was naheliegend, aber nicht so häufig ist, einen Blick auf die stillen Helfer, die das Untertauchen und das Überleben erst möglich gemacht hatten.

Sie finden viele Initiativen übrigens auf unserer Website, wenn Sie sich durchklicken zu der Seite „Sie tun Gutes – wir reden darüber“ (www.sie-tun-gutes.de)

Die Rettung von Menschenleben im Dritten Reich war das wohl am längsten tabuisierte Thema in Deutschland. (ganz anders in Israel, Gedenkstätte Yad Vashem, oder in den USA). Das kleine Museum über die „Stillen Helden“ in Berlin-Mitte, ist erst vor dreieinhalb Jahren eröffnet worden. Dabei sind es doch gerade diese Menschen, auf die wir stolz sein können und an denen man sich orientieren kann, als dem Ferment einer mutigen, wehrhaften Zivilgesellschaft. Aber natürlich halten sie allen denen, die da behaupten „man konnte doch gar nichts tun!“ einen Spiegel vor. Darum kam dieses öffentliche Erinnern erst mehr als 60 Jahre nach Kriegsende zustande. Es ist auch eine Frage, WIE wir uns erinnern, und WORAN – an die Barbarei oder an menschlichen Anstand, an das Licht in der Dunkelheit.

In so vergleichsweise ruhigen Zeiten wie heute, ist es leichter möglich, sich klar zu machen, dass Hass und Terror immer damit anfangen, dass einzelnen oder auch Gruppen ihre Würde genommen wird. Jemandem seine Würde nehmen, das geht zunächst ganz leicht – und es wiegt immer schwer für die Betroffenen. Eine 83jährige Frau, eine ehemalige jüdische Zwangsarbeiterin aus Polen, erzählte mir davon, wie ein Deutscher in Wehrmachtuniform sie freundlich angesprochen hatte und einfach sagte: „Guten Morgen, Fräulein Altmann.“ – „Stellen Sie sich mal vor: er hat nicht gebrüllt und er hat Fräulein Altmann zu mir gesagt.“ Bei diesem Satz hat die alte Frau geweint. Für einen Moment hatte ihr jemand ihre Würde zurückgegeben.

Es gibt inzwischen eine Reihe von Doktorarbeiten junger Wissenschaftler über Rettung während des Nationalsozialismus. Hier einige Titel: „Hilfe beim Sprung ins Nichts“, „Jüdische Fahnder als Verfolgte, Verfolger und Retter“, – „Die Ehrungsinitiative ‚Unbesungene Helden‘“. – Es gibt also ein neues Interesse – wie ein junger Doktorand salopp meinte: „Egal wo man gräbt, man findet etwas.“

Eine andere und ganz anders geartete Initiative finden Sie ebenfalls auf unserer Website, nämlich den „Gemeindeläufer Warsow“ – eine meiner Lieblingsgeschichten. Sie hat einen Bezug zum Rechtsradikalismus, über den ich am Ende meiner Ausführungen sprechen werde. – Aber zunächst: der Gemeindeläufer.

Die Initialzündung hatte einen traurigen Anlass. Im September 2005 hatte es einen Brandanschlag auf ein Haus in der kleinen Gemeinde gegeben, in das eine Einwandererfamilie eingezogen war. Die Täter wurden nie ermittelt. Kurz darauf waren auf einem Platz im Ort in den Schnee getrampelte Hakenkreuze entdeckt worden. Die Gemeindevertretung rund um die Bürgermeisterin war nicht nur bestürzt, sie wollte auch handeln. Auf dem Dorf kennt jeder jeden? - Das stimmt nur bedingt. In dem Dorf Warsow in Mecklenburg gab es etwas, worüber gesprochen werden musste. So entstand der „Gemeindeläufer“, ein kleines selbstgedrucktes Mitteilungsblatt, das von Hand zu Hand persönlich weiter gereicht wird. Die Kommunikation läuft, das Gemeindeleben ist intensiver geworden, jeder kann bei dem Blatt mitmachen- alles natürlich ehrenamtlich. Die Vorfälle, die den Anstoß gegeben hatten, haben sich nicht wiederholt, Anfeindungen gegen die Initiative fanden nicht statt, obwohl nach wie vor der Rechtsextremismus thematisiert wird – oder werden muss. Der größte Erfolg: ein Neonazi-Konzert mit erwarteten 5000 Zuhörern in der Nähe konnte von der aktiven Gemeinde verhindert werden.

Das „Münchner Bündnis für Toleranz“ verdankt seine Entstehung ebenfalls dem Zusammenschluss überzeugter Demokraten. In vielen Kommunen gibt es eine breite Gegenwehr gegen rechtsextreme Umtriebe und Gewalt. Das gehört thematisiert und deutlich geächtet. – Aber, meine Damen und Herren, es gibt Probleme, die nicht so leicht verschwinden. Dem sollten wir ins Auge schauen und uns keine Illusionen machen. Viele ziehen es vor – Politiker, harmlose Bürgerinnen und Bürger – nicht so genau hin zu schauen. Wenn dann aber ein brutales Verbrechen passiert, wie die scheußlichen Morde der sogenannten Zwickauer Zelle, dann ist das Erschrecken groß und Aktionismus greift Platz. (selber erlebt, anlässlich einer Einladung bei Bundesinnenminister und seiner Kollegin aus dem Familienministerium).

Sich auf Realitäten einzulassen kann sehr mühsam sein, zumal wenn es keine eindeutigen Erklärungen gibt. Zum Beispiel: woher kommen die Rechtsextremen? – sie kommen nicht nur aus zerrütteten Familien, sie kommen nicht nur aus sozial schwachen Familien, sie kommen nicht nur aus „dem Osten“, und sie sind auch nicht immer männlich.

Ausländerfeindlichkeit, Antisemitismus und Rechtsextremismus prägen das Weltbild einer Minderheit von Jugendlichen. Über Adolf Hitler und das „Dritte Reich“ ist das Wissen unter den Jungen höchst lückenhaft. Gezielte Schulungen setzen erst bei den Älteren von ihnen ein. In einigen Gebieten ist ihr Anteil alarmierend hoch. Auf dem Land ist das verbreiteter als in den Städten, an Hauptschulen mehr als an Gymnasien. Das Phänomen Rechtsextremismus ist in Deutschland Anfang der Neunziger Jahre stark angestiegen, sodass es erst da wirklich bemerkt und zum Thema wurde.

Ich möchte dazu etwas aus meiner spezifischen Praxis berichten. Seit knapp fünf Jahren betreibt „Gegen Vergessen“ eine Online-Beratung gegen Rechtsextremismus. Wir waren sehr gespannt, wie dieses Angebot angenommen werden würde, und wir waren auch besorgt, dass die Seite von Rechtsextremisten „zugemüllt“ werden könnte. Das geschah zum Glück nicht. – Der Zulauf durch diejenigen, für die diese Beratung gedacht war, war größer als wir erwartet hatten – und auch anders. Es meldeten sich überwiegend Frauen, Mütter, Großmütter, Schwestern, aber auch Trainer aus Freizeit und Sport. Im Vordergrund steht fast immer die Sorge, den fremd gewordenen Sohn, oder seltener: die fremd gewordene Tochter, ganz zu verlieren. – Eines fiel uns sofort auf, nämlich dass am Gesprächsbeginn häufig der Satz stand: „Seit KURZEM habe ich bemerkt...usw.“ Das deutet darauf hin, dass man sich rascher entschließt um Rat zu fragen, wenn man die eigene Identität nicht preisgeben muss, wie bei einer tatsächlichen Beratungsstelle, beim Jugendamt oder bei der Polizei. Es ist alles virtuell und anonym. Der Zugang im Internet ist niedrigschwellig, man wählt ein Passwort und ist dabei. Bei der e-Mail Beratung, beim moderierten Gruppenchat oder beim eins-zu-eins Chat. Die Anrufer sind immer verzweifelt und recht hilflos. Und sie müssen einen schwierigen Spagat bewältigen: Ihren Kindern ihre Ablehnung gegen den rechten Sumpf deutlich zu machen, gleichzeitig zu signalisieren: „du bist und bleibst mein Sohn.“ (oder meine Tochter) Das kann nicht immer glücken. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an die Aussage einer sehr verzweifelten Mutter, die mir mit ihrer Tapferkeit und Klarheit imponierte. Sie hatte eine längere Zeit um ihren ins rechtsextreme Milieu abgedrifteten Sohn gekämpft, ohne erkennbaren Erfolg. Dann teilte sie uns ihren Entschluss mit – sie hatte sich vorgenommen, sich nicht mehr um die rechtsradikale Seite ihres Sohnes zu kümmern, sondern nur noch um seine anderen Seiten. Seine Ausbildung, seinen Sport und seine anderen Interessen. Damit hätte sich die Situation und sie sich selber beruhigt.

Wie das weitergegangen ist, das wissen wir natürlich nicht. Ebenso wenig wie wir wissen können, ob unsere Beratung jungen Leuten zum Ausstieg verholfen hat.

Ich würde jetzt gerne noch von sogenannten „Aussteigern“ berichten, von denen ich einige getroffen habe, aber dazu reicht die Zeit nicht. Aber doch so viel: der Ausstieg aus dieser Szene ist meist ein langer, für alle Beteiligten sehr mühsamer Weg. Mitunter auch ein gefährlicher Weg, weil die Ausstiegswilligen als Verräter verfolgt werden. (auf dem Dorf...) Da geht nichts schnell! Dazu braucht es Hilfe, Respekt und Vertrauen – und keine Vorwürfe. Und übrigens keine Mittelkürzungen durch die öffentliche Verwaltung, weil man dort Tempo machen will! – Alle sollten sich eines klarmachen. Jeder Ausstieg muss ein Umstieg sein. Etwas anderes muss an die Stelle des verlassenen Standorts und der verlassenen Gruppe treten.

Meine generelle Erfahrung: es reicht nicht, mit dem Finger auf „die Nazis“ zu zeigen. Vor allen Dingen hilft es den Betroffenen nicht weiter, die deren Gewalttätigkeiten ausgesetzt sind. – Wir sollten vielmehr die Gegner dieser Szene stärken und unterstützen. Sie brauchen Zuspruch, denn sie haben die Erfahrung gemacht, dass sie uninteressant sind, zumal im ländlichen Bereich, wo die Kameras nicht klicken. Sie wehren sich zwar aktiv, aber ohne Klamauf. Dabei sind gerade sie unverzichtbar für eine zivile, verantwortungsvolle Bürgergesellschaft. Denn gerade sie haben sich das Motto des heutigen Themas zu Herzen genommen: Erinnern, Gedenken - lernen für die Zukunft.

Ich möchte schließen mit einem Zitat unseres Bundespräsidenten, allerdings stammt es noch aus der Zeit, als Joachim Gauck Vorsitzender von „Gegen Vergessen-Für Demokratie war.

„Ich wünsche mir ein Land“, so hat er gesagt, „in dem ich nicht nur zufrieden bin, weil seine Institutionen funktionieren, sondern das imstande ist, sich selbst aus der Unkultur von Angst, Resignation und Tristesse zu erlösen, in dem es gestaltet und das Seine eigenständig sucht, erkämpft und betreibt. Echte Freude an der Demokratie entsteht nicht“ – so Gauck – „wenn wir sie bloß irgendwie ‚haben‘ – echte Freude wird jedoch dann entstehen, wenn wir sie auch leben.“ –

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.